



FESTSPIELHAUS
BADEN-BADEN



Olga Borodina (Mezzosopran) sang mit Herzblut

Foto: Festspielhaus

The Met Orchestra unter James Levine in Baden-Baden

Von Klangmassen überwältigt

James Levine ist ebenso berühmt wie berüchtigt für seine langsamen Tempi. Diese Langsamkeit mit Inhalt zu füllen, schaffen für gewöhnlich nur Spitzenorchester, so eines wie The Met Orchestra.

VON ANNETTE ECKERLE

Seit 1986 konzertiert Levine mit diesem Orchester. Das müsste, das sollte ein Garant für hochklassige Konzertergebnisse sein. Man kennt sich schließlich. Der erste von zwei Abenden im Festspielhaus Baden-Baden aber enttäuschte über weite Strecken.

Seltsam indifferent schon die Introdution zu Berlioz' lyrischer Szene „La Mort de Cléopâtre“ nach einer Dichtung von Pierre Ange Vieillard. Alles klingt flächig, wie mit dicken Plakatfarben aufgemalt. Nichts davon der exotischen Farbenpracht des Berliozschen Orchestersatzes. Schnell stellt sich beim Hörer die Sehnsucht nach der Nuanciertheit ein, der Berlioz selbst in seinen gewaltigsten Klangfantasien huldigt. Aber das Met Orchestra lässt sich von den staats-tragenden Tempi seines Maestros auf den blasierten Boden satter uninspirierter Klänge hinunterziehen. Olga Borodina (Mezzosopran) kommt oft nicht dagegen an – sie, eine Sängerin, deren Stimme trotz ihres sehr dunklen Timbres von phänomenaler Strahl-

kraft ist! Und wie sehr sie will, was ihr nicht gewährt wird. Einzig in der „Méditation“ darf sie unbelastet ihre Kantilenen wie mit dem Silberstift malen. Das kommt denn einer Offenbarung gleich, wie sie stilistisch die Verbindung zur großen Sterbeszene Didos in Purcellis „Dido and Aeneas“ herstellt – technisch absolut makellos. Dass ihr dennoch das Herz blutet ob der aufgezwungenen musikalischen Defizite, ist auch diesem Part der Kantate tief eingeschrieben.

Mahlers 5. Sinfonie mit ihrer gigantischen 80 Minuten Spieldauer, dirigiert Levine mit äußerst sparsamer Gestik. Schon bei den unerbittlich stampfenden Eingangskkorden stellt sich auch der geneigte Hörer die Frage, welche Dramaturgie dem wohl zu Grunde liegen mag. The Met Orchestra, so scheint ihm, ist ähnlich ratlos.

Der ironisierte Dreiertakt des Scherzos gerät völlig aus den Fugen ob der lieblos kultivierten Langsamkeit. Im Andante immerhin dräut ansatzweise ein wenig Aura. Die einleitenden Harfen-Akkorde des Finales schließlich lässt Levine so rabiat spielen, als würde er die Apokalypse der Mahler-Sinfonien heraufbeschwören wollen. Die drei berühmten Hammerschläge in diesem Satz sind dann nur noch schöner flacheb Effekt, wie so vieles an diesem von Routine geprägten Abend.